

Liebe in der deutschen Literatur des Mittelalters

St. Andrews-Colloquium 1985

Herausgegeben von
Jeffrey Ashcroft, Dietrich Huschenbett,
William Henry Jackson



Max Niemeyer Verlag
Tübingen 1987

Der *türney* von dem *czers*.

Versuch über ein priapeiisches Märe

von

PETER STROHSCHNEIDER (München)

I

Im Bereich der kleineren Reimpaardichtungen des späteren Mittelalters, unter jenen Gedichten also, die die Zeit selbst bevorzugt *rede*, *maere*, *spruch* nennt,¹ gibt es einige Texte, welche durch ungewöhnlich derbe, oft betont brutale und durch zuweilen offenbar auch auf Schockwirkung zielende Obszönität auffallen. Hier begegnen Formen der Literarisierung des Sexuellen, die solche Texte merklich abheben von jenen Weisen obszönen Erzählens, die für schwankhafte Mären oder bestimmte Felder der Minneredendichtung insgesamt kennzeichnend sein können. H. FISCHER hat einige der angesprochenen Gedichte zu einer eigenen Klasse zusammengefaßt, als er den von ihm unter dem Märenbegriff versammelten Überlieferungskomplex inventarisierte. Bei dieser Klasse handelt es sich um den sechsten jener zwölf "Themenkreise", in die FISCHER sein gesamtes Textcorpus aufgliederte: "Gemeinsames Kennzeichen der wenigen hierher gehörigen Texte ist die zentrale, manchmal sogar personhafte Rolle, die dem Genitale zugewiesen wird."² Zur Bezeichnung dieser Texte schlug FISCHER das Wort "Priapeia" vor.³ Wenn trotz seiner (vor allem editorischen) Vorarbeiten auch in diesem Bereich solche priapeiischen Verserzählungen bislang kaum ins Blickfeld der Literaturhistorie geraten sind, so illustriert das die scheue Zurückhaltung, mit welcher diese - sieht man von der jüngsten Fastnachtspielforschung ab -

1 Zur Terminologie vgl. H. FISCHER: Studien zur deutschen Märendichtung. 2. durchges. u. erw. Aufl. bes. v. J. Janota. Tübingen 1983, S.78ff.; vgl. auch K. DÜWEL: Werkbezeichnungen der mittelhochdeutschen Erzählliteratur (1050-1250). Göttingen 1983 (Palaestra 277).

2 FISCHER (wie Anm.1), S.97.

3 Ebd. - Dies mehr aus terminologischer Not als im Bewußtsein, etwa einen historisch angemessenen Begriff gefunden zu haben. Denn weder haben die gemeinten Reimpaarerzählungen irgend etwas mit der Mythologie des antiken Gartengottes zu tun, noch gelangt man von ihnen auf stoff-, motiv-, struktur- oder funktionsgeschichtlichen Wegen zu jenen antiken Texten, die (wie zum Beispiel die Gedichte des aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert stammenden 'Corpus [Liber] Priapeorum') den Namen Priapeia traditionell besetzt halten. Gleichwohl bleibt FISCHERS Wortwahl unwidersprochen, denn es existiert kein überzeugender Alternativvorschlag.

noch immer den drastischsten Gestaltungsformen körperlicher Liebe in mittelalterlicher Dichtung begegnet.

Im Zentrum der von FISCHER aufgeführten priapeischen Mären steht in der Regel eine maskuline Wunschphantasie, die nämlich von der ungeheuren Faszination, welche das männliche Genitale auf Frauen auszuüben vermag. Diese Phantasie wird zumal in einem recht simplen, zweigliedrigen epischen Verlaufsschema literarisiert: einem Mann gelingt es durch List oder Gewalt, eine Frau (sie sei Bauers- oder Königstochter), welche bislang alle Männer, oder spezieller einen Mann, oder noch spezieller dessen Penis abgelehnt hatte, von den Wohltagen des männlichen Gliedes zu überzeugen. Der jeweils zweite Teil der nach diesem Schema organisierten Texte demonstriert in einem zumeist um das Problem der Kastration angeordneten Geschehen die Dauerhaftigkeit der Überzeugung, welche der Frau zuvor beigebracht worden war. Hierher gehörige Mären wie 'Der Preller', 'Der Striegel' oder 'Der verklagte Zwetzler'⁴ erlauben jeweils auch ein Verlachen der dummen oder naiven Frauen, ein Mitlachen mit dem listig oder brutal überlegenen Mann, unübersehbar aber bieten sie (männlichen) Zuhörern zunächst und vor allem immer wieder die Bestätigung, daß die Macht des Phallus die Frauen völlig in ihren Bann schlage. Verdeutlicht hier die Härte des überwundenen Widerstands die Faszinationskraft des männlichen Genitales, so tut dies in einem zweiten, noch einfacheren Schema der Reihung analoger Vorgänge die Anzahl der überzeugten Frauen. Als einprägsames Beispiel für diesen Typus nenne ich nur Peter Schmiehers 'Die Nonne im Bade'.⁵ Kompliziertere Formen hingegen entwickeln einige Texte, die zwar unter dem Kriterium der "personhaften Rolle" eines Genitales (H. FISCHER) ebenfalls zu den Priapeia rechnen, deren Aussageabsicht jedoch nicht einfach auf die Darstellung der Unwiderstehlichkeit des Penis (bzw. auch der Vagina) verkürzt werden kann: gemeint sind Gedichte, die in einer Alternativkonstellation den Rang des Genitales erzähle-

4 'Der Preller' und 'Der Striegel' sind gedruckt bei A.v.KELLER: Erzählungen aus altdeutschen Handschriften. Stuttgart 1855 (Bibl.Lit.Ver.35), S.409-411, 412-425. 'Der verklagte Zwetzler' liegt vor bei H. FISCHER (Hg.): Die deutsche Märendichtung des 15. Jahrhunderts. München 1966 (MTU 12), Nr.5a/b, S.52-61. (Diese beiden Editionen werden hinfert durch die Siglen "KE" und "FM" vertreten.) Das von FISCHER (wie Anm.1, S.97) ebenfalls den Priapeia zugeordnete Märe 'Der Traum am Feuer' von Heinrich von Landshut (FM Nr.38, S.348-350) demonstriert zwar auch die verzehrende Wirkung des Phallus auf eine Frau, verfolgt jedoch - ohne daß ich damit einer genaueren Interpretation des nur lückenhaft überlieferten Textes vorgreifen wollte - als moralisierende Warnung anscheinend entgegengesetzte Aussageabsichten.

5 FM Nr.10, S.93-98. FISCHER (wie Anm.1, S.97) nannte diesen Text nicht unter den Beispielen für Priapeia.

risch zu bestimmen versuchen. Die verschiedenen Fassungen des 'Rosendorn' sowie von 'Gold und Zers' wären hier zu nennen.⁶

Ich greife für den folgenden Versuch aus der kleinen Gruppe spätmittelalterlicher priapeischer Reimpaarerzählungen einen Text heraus, in dem das zuletzt genannte Motiv des Rangstreits zwischen einem Genitale und dessen Konkurrenten am Rande vorkommt, in dem vor allem das anthropomorphisierte Genitale eine überaus wichtige Rolle spielt, der aber vor dem eben skizzierten Hintergrund vergleichbarer Erzählungen doch eine bemerkenswerte Ausnahmestellung einnimmt: das 'Nonnenturnier' oder - mit den Worten der Handschrift - den *turney von dem czers*.⁷ So wenig wie die ihr nahestehenden Gedichte hat diese Reimpaarerzählung die Aufmerksamkeit mediävistischer Interpreten zu gewinnen vermocht. Allein W. SCHRÖDER bezog sich eingehender auf sie, als er entgegen FISCHERS Auffassung die beiden Varianten des 'Rosendorn' als ein Märe im Sinne von dessen Definition erwies. Die offenkundigen Parallelen zwischen 'Nonnenturnier' und 'Rosendorn' erlaubten nämlich den Schluß: "Wenn jenes als ein Märe anzusehen ist, so notwendig auch dieser." Der gattungsgeschichtliche Fragekontext gab dabei zugleich für das ästhetische Werturteil Raum, "daß das 'Nonnenturnier' als Ganzes unvergleichlich schlechter gebaut und erzählt ist als der 'Rosendorn'".⁸ SCHRÖDER begründet sein Verdikt vor allem damit, daß die beiden Teile des 'Nonnenturnier' kaum miteinander verklammert seien. Die folgenden Beobachtungen geben zu einer Überprüfung dieser Feststellung Anlaß. Sie sollen zugleich zeigen, daß der Text nicht nur unter gattungsgeschichtlichen Aspekten Beachtung verdiente.

6 'Der Rosendorn': FM Nr.A4a/b, S.444-461; vgl. dazu unten Anm.8, 16, 19ff. 'Gold und Zers': FM Nr.A3a/b, S.431-443. Beide Texte müssen wegen der in ihnen exemplarisch ausgeprägten "personhaften Rolle eines Genitales" hier genannt sein, auch wenn FISCHER sie nur als Grenzfälle der Märendichtung gelten lassen wollte; vgl. dazu zuletzt H.-J. ZIEGELER: Erzählen im Spätmittelalter. Mären im Kontext von Minnereden, Bispeln und Romanen. München 1985 (MTU 87), passim (s. Systematische Bibliographie und Register jeweils unter Nr.FGf 25 und FGf 26).

7 Codex Karlsruhe 408, Bl.30^{vb}. Die Fassung der Handschrift ist zugänglich in dem Abdruck von U. SCHMID (Bearb.): Codex Karlsruhe 408. Bern/München 1974 (Deutsche Sammelhandschriften des spätem Mittelalters. Bibliotheca Germanica 16).

8 W. SCHRÖDER: 'Von dem Rosen Dorn ein gut red'. In: U. HENNIG - H. KOLB (Hgg.): Mediaevalia litteraria. München 1971 (Festschrift H. de Boor), S.541-564 (Zitat S.559, vgl. auch S.542f.). Der Blick auf die Forschung darf den in zahlreichen Details nicht korrekten und insgesamt lediglich den Handlungsablauf paraphrasierenden Abschnitt getrost übersehen, den H. HOVEN in seinem durchweg flüchtigen Buch (Studien zur Erotik in der deutschen Märendichtung. Göttingen 1967 [GAG 256]) dem 'Nonnenturnier' widmete.

II

Das 'Nonnenturnier' ist nur im Codex Karlsruhe 408 der Badischen Landesbibliothek überliefert. Diese "für die Märenüberlieferung bedeutendste und wahrscheinlich älteste" unter den großen Sammelhandschriften des 15. Jahrhunderts⁹ entstand um 1430 im schwäbisch-bairisch-ostfränkischen Grenzgebiet.¹⁰ Ihre Geschichte bis ins späte 18. Jahrhundert liegt völlig im Dunkeln, und eine Inhaltsanalyse der Sammlung führt nur zu der vagen Einsicht, "daß das Interesse des Sammlers vor allem den weltlichen Gedichten und unter diesen weniger den lehrhaften oder problematischen, sondern den ausschließlich unterhaltenden gegolten hat."¹¹ Das heißt, daß die Handschrift selbst oder die Überlieferungsgemeinschaft, die sie abbildet, so gut wie keine weiterführenden Hinweise preisgeben, welche der Textanalyse als erste Anhaltspunkte dienen könnten. Das 'Nonnenturnier' wird man sich wie die Mehrzahl der in diesem Codex enthaltenen Gedichte im 14. oder auf der Schwelle zum 15. Jahrhundert entstanden denken, jedoch versagt es jede Andeutung, die eine genauere zeitliche, räumliche oder gar sozialhistorische Eingrenzung seiner Entstehung ermöglichen könnte. Wir haben nichts als den überlieferten Text selbst und dies beschränkt das methodische Instrumentarium jeder möglichen Interpretation.

Der überlieferte Text beginnt mit einem recht umfangreichen (38 von 602 Versen¹²), zweigliedrigen Exordium. Desser erster Teil, der *prologus praeter rem*,¹³ konstituiert eine Erzählsituation und verdiente vor allem deswegen Beachtung, weil er sich als einziger deutscher Beleg für ein "Novellieren" als geselliger Teil einer Festunterhaltung lesen läßt.¹⁴ Der nachfolgende *prologus ante rem* (V.12-38) stellt im Medium zunächst höfisch stilisierter Dichtersprache eine Hauptfigur des Märengeschehens vor, einen allseits verehrten und geliebten Ritter, dessen Erfolg bei den Damen sich offenbar seiner sexuellen

9 A. MIHM: Überlieferung und Verbreitung der Märendichtung im Spätmittelalter. Heidelberg 1967 (Germanische Bibliothek, 3. Reihe), S.71.

10 T. BRANDIS: Der Harder. Texte und Studien I. Berlin 1964 (QuF N.F. 13), S.30ff.; MIHM (wie Anm.9) S.71ff.; SCHMID (wie Anm.7) S.7ff.

11 MIHM (wie Anm.9) S.75.

12 FM Nr.3, S.31-47. Meine Zitate folgen dieser behutsam glättenden Textausgabe, deren Verszählung von der bei SCHMID (wie Anm.7) geringfügig abweicht, weil FISCHER zwei Verslücken (= V.242 und V.270) annahm und die letzten vier Zeilen des Gedichts als eindeutigen Schreiberzusatz nicht mitrechnete. Der Druck des 'Nonnenturnier' bei KE S.443-459 ist durch die vorgenannten Editionen überholt.

13 Terminologie Konrads von Hirsau; vgl. H. BRINKMANN: Der Prolog im Mittelalter als literarische Erscheinung. Bau und Aussage. In: WW 14 (1964) S.1-21 (hier S.7ff.); P. KOBBE: Funktion und Gestalt des Prologs in der mittelhochdeutschen nachklassischen Epik des 13. Jahrhunderts. In: DVjs 43 (1969) S.405-457 (hier S.413f.).

14 Vgl. FISCHER (wie Anm.1) S.272f.

Attraktivität (V.30ff.) verdankt. Wenn man demnach die Geschichte eines Don Juan (W. SCHRÖDER) erwartet, so wird einen das 'Nonnenturnier' insofern nicht enttäuschen, als es in seinem ersten Teil zumindest deren trauriges Ende vorführt. Die Erzählung beginnt damit, daß eine *edele frauwe* (V.40) den Ritter, der sich ihr vielfach versagt hatte, endlich zu einer Liebesnacht überreden kann. In dieser Werbungsszene ist die Frau, wie es das angstbesetzte patriarchalische Rollenstereotyp der Märendichtung vom *übelen wtp* verlangt, die sexuell Begehrliche und Unersättliche.¹⁵ Der Ritter hingegen, vom Prolog als erfolgreicher Frauenheld vorgestellt, erweist sich in konkreter Situation als zurückhaltend (V.42, 52, 56, 66). Das 'Nonnenturnier' besetzt hier und auch späterhin die weibliche Rolle mit Attributen der Aktivität und des Begehrens, die männliche Rolle aber mit denen der Passivität. Am Morgen nach der Liebesnacht will sich der Ritter für immer von der Dame entfernen, ein Ansinnen, das diese mit der Androhung öffentlicher Schmähung beantwortet. Gleichermäßen perfide wie intellektuell überlegen erklärt sie ihm zudem, daß die vermeintliche Schande, die sie publik zu machen gedenke, von dem *kleinot* zwischen seinen Beinen (V.109) herrühre und daß es da letztlich nur eine Abhilfe gebe. Eigentlich ein Ausbund an sexueller Naivität, gelobt der Frauenheld hierauf in vollendet höflichen Worten - die Selbstkastration (V.136ff.).

In den folgenden Versen (V.141-148) deutet der Erzähler vorwegnehmend das weitere Schicksal des Protagonisten an und fügt dem eine vorläufige *moralisatio* bei, die in, wie es scheint, krassem, aber märentypischem Mißverhältnis zum erzählten Geschehen des Ritters *swachs ende* (V.142) seiner Maßlosigkeit zuschreibt: *wer sich nit benügen let / meßlicher dingen, / dem mag wol misselingen.* (V.146ff.) Diese sentenziöse Banalität markiert eine Zäsur vor dem nächsten Erzählabschnitt, in welchem der Ritter sein Genitale als übles Hindernis jeder *minneklichen* Annäherung an eine Dame grob beschimpft. Die Drohung allerdings, den *zagel* abschneiden zu wollen, vermag diesen kaum zu verstören, er wäre vielmehr, mit seinem Aufenthaltsort wie mit der ihm zuteil werdenden Behandlung schon längst unzufrieden, der *strauf fro* (V.183). Dieser Dialogszene (V.155-224) folgt der Kastrationsakt, nach welchem der Ritter sein Glied wie angekündigt unter der Treppe eines Nonnenklosters aussetzt. Als er sich dann zu seiner Dame zurückbegibt, wird er wider alles Erwarten mit Prügeln em-

15 Vgl. F. BRIETZMANN: Die böse Frau in der deutschen Literatur des Mittelalters. Berlin 1912 (Palaestra 42); J.-D. MÜLLER: Noch einmal: Maere und Novelle. Zu den Versionen des Maere von den 'Drei listigen Frauen'. In: A. EBENBAUER (Hg.): Philologische Untersuchungen gewidmet Elfriede Stutz zum 65. Geburtstag. Wien 1984 (Philologica Germanica 7), S.289-311.

pfangen und aus der Stadt getrieben. Die letzten 34 Jahre seines Lebens (V.286) verbringt der Ritter in einer einsamen Höhle im Wald.

Möglicher Sinn und eventuelle Bedeutung einer solchen Erzählung erschließen sich nicht wie von selbst. Viel sparsamer als der in manchem vergleichbare 'Rosendorn' geht das 'Nonnenturnier' mit Signalen um, die etwa eine - wie immer umstrittene - Deutung des Erzählten von allegorischen Aussagekonventionen her oder im Kontext spätmittelalterlicher Minneideologie nahelegen könnten.¹⁶ Hier handelt es sich zunächst nur um eine ridiküle Geschichte mit dem viergliedrigen Handlungsgerüst: 1. Ritter und Dame liegen einander bei; 2. Ritter beendet das Sexualverhältnis und wird von der Dame aus Rache vom Sinne einer Selbstkastration überzeugt; 3. Dialog zwischen Ritter und Genitale sowie Selbstkastration; 4. Vertreibung des Ritters aus der Stadt und Tod. Das Märe, auch soviel wäre noch schnell erkennbar, bezieht sich auf allbekannte Komponenten spätmittelalterlicher Reimpaardichtung, etwa das Klischeebild der sexuell unersättlichen, den Mann böse betrügenden Frau oder das Motiv erotischer Naivität (hier auf Seiten des Mannes).¹⁷ Aber weiter? Keineswegs erleichtert wird das Verständnis, wenn nun auch der zweite Teil des 'Nonnenturnier' berücksichtigt werden soll. Seine Hauptfigur ist jener *zage*, den der Ritter unter der Treppe des Klosters zurückließ.

Das Märe setzt, fast wörtlich Vers 1 wiederholend, mit Publikumsanrede und Schweigegebot (V.289) ganz neu ein. Unter Wind und Wetter leidend entschließt sich das herrenlose Glied nach gut einem Jahr (V.297) unter der Klostertreppe, seinem kümmerlichen Dasein ein Ende zu bereiten. Im Kreuzgang tritt es, seinen Tod erwartend (V.299ff.), den aus der Frühmesse kommenden Nonnen entgegen. Die Begegnung fällt indes keineswegs bedrohlich aus, denn die Nonnen erweisen sich allesamt als mit dem Anblick eines Penis wohlvertraut. Sechs von ihnen versuchen in einer revueartig gebauten Szene, zum Teil in gespielter Entrüstung, den *zage* aus dem Kreuzgang zu verscheuchen - wobei sie als Zufluchtsort jeweils ihre eigene Zelle anbieten. Zwei dieser Nonnen werden als Funktionsträgerinnen des Klosters bestimmt (V.351, 364), die anderen sind so charakterisiert, daß sie ein recht umfassendes Spektrum von Nonnentypen überhaupt repräsentieren können (V.333, 339, 347, 355). Gewalt androhend (V.334f., 341ff.),

¹⁶ Vgl. zum 'Rosendorn' K.-H. SCHIRMER: Stil- und Motivuntersuchungen zur mittelhochdeutschen Versnovelle. Tübingen 1969 (Hermaea N.F. 26), S.250ff.; vgl. auch unten S.157.

¹⁷ Vgl. zudem ZIEGELER (wie Anm.6) S.556, sowie S. THOMPSON: Motif-Index of Folk-Literature. (2. Aufl.) 6 Bde. Kopenhagen 1955-1958, Motive D 1610.6. ("Speaking privates"), J 1919.5. ("Genitals cut off through ignorance"), K 1012.1. ("Making the dupe strong - by castration"), T 72. ("Woman won and then scorned").

Gewalt anwendend (V.348, 352) oder Zärtlichkeit versprechend (V.357ff.) versucht jede, den Eindringling für sich zu bekommen - auch die Küsterin, die in langer Rede das Lob des männlichen Gliedes bis zur Blasphemie steigert:

*got hat in uns zu trost gegeben.
nu ist die werlt wol gemut
alle dorch des werden zagels gut.*

(V.372-74)

Am Ende der ergebnislosen Auseinandersetzung begibt man sich zur Äbtissin, die den *zagel* als Preis für jene Nonne aussetzt, welche in einem Turnier Siegerin sein wird. Der Wettkampf findet auf einem *schönen plan* (V.427) statt, den eine Fahne mit dem Bildnis eines *hübsche[n] nackente[n] man[s]* (V.434) als Turnierplatz ausweist. Unter dem Wimpel wird das Ziel aller Begehrlichkeiten *auf seidenin küssen so waich* (V.419) ausgestellt und der äußerst brutale Kampf der Nonnen kann beginnen. Erst nach der Komplet (V.457) entschließen sich auch die ohne Gelübde im Kloster lebenden *zwainzig klonstermait* (V.496), die bislang nur zugesehen hatten, *durch des werden zagels ere* (V.479) selbst mitzukämpfen. Die große Schlacht schildert der Erzähler, indem er aus dem Gewühl der ineinander verschlungenen, zerrenden, prügelnden, reißenden weiblichen Leiber stellvertretend drei Zweikampfszenen hervorhebt, in denen sich Äbtissin und Küsterin (V.508-524), Nonne und *klonsterdirm* (V.525-544) sowie junge und alte Nonne (V.546-562) um den *zagel* raufen. Der Schluß des Kampfes kommt ganz abrupt und sehr lapidar:

*Der zagel wart undergeslagen
und dieplich auß dem turnei getragen,
[...].*

(V.563-65)

Blutig, verschwitzt, zerschlagen und zerquetscht (V.576 u.ö.) pflegen die Kämpferinnen ihre Wunden. Den Dienstmädchen wird abschließend verordnet, über das Erlebte absolutes Stillschweigen zu bewahren.

III

Was fängt die Literaturgeschichte mit solch einem Gedicht an? Vor allem: was mögen Autor und zeitgenössische Rezipienten derartiger Texte einstmals mit ihnen angefangen haben? Sicher würde man sich ohne ausufernde Terminologiedebatte darauf verständigen können, daß das bisher in seinem Handlungsverlauf skizzierte und in wenigen Einzelheiten auch schon ansatzweise gedeutete Märe in einem vorläufigen Sinne obszön zu nennen wäre. Indessen ist damit kaum besonders viel gewonnen. Die angedeutete Verständigung fiele gerade deswegen so leicht, weil der Begriff des Obszönen vage ist. Hinsichtlich der spätmittelal-

terlichen und frühneuzeitlichen schwankhaften Literatur bezeichnet das Wort in der Regel Möglichkeiten, Komik freizusetzen und Lachen zu provozieren.¹⁸ Daß dazu immer wieder gerade der Bereich des Sexuellen genützt wurde, hat nur selten wirklich irritiert, denn es ließ sich dies entweder der vermeintlichen (naiven) Unbefangenheit der Menschen des Spätmittelalters oder aber im Gegenteil der Verkommenheit ihrer Sitten zurechnen.

Es geht demnach darum, das 'Nonnenturnier' und seine Bedeutung genauer zu verstehen, als es möglich wäre, wenn man den Text nur in einer allzu geräumigen Schublade mit der Aufschrift "Obszöne Reimpaardichtung" verstaute. Zu diesem Zweck wird es nützlich sein, noch einmal auf das bereits erwähnte ästhetische Werturteil W. SCHRÖDERS zurückzugreifen und die Überlegungen bei der formalen Zweiteiligkeit des Textes zu beginnen, mit welcher jenes Verdikt begründet worden war. Die Grenze zwischen den beiden Teilen dieses Märes, die Grenze zwischen den Versen 288 und 289 ist ungewöhnlich scharf gezogen. Die Zweiteiligkeit des Textes ist indes nicht nur sein augenfälligstes Merkmal, sondern auch gleichsam die strukturelle Konsequenz eines Handlungsvorgangs, nämlich der Zweiteilung des Protagonisten. Die im Zentrum des ersten Märenteils stehende Kastration allerdings erscheint dadurch, daß dem Penis des Ritters im zweiten Teil eine eigene Geschichte zukommt, weniger als ein Akt der Verstümmelung, sondern vielmehr als ein Akt der Aufspaltung: als Zerlegung einer ohnehin prekären Einheit. Der Vorgang der Teilung des ritterlichen Subjekts ist, anders gesagt, zunächst Indiz einer Identitätsproblematik - die sich auf der strukturellen Ebene des Textes in seiner Zweiteiligkeit abbildet. Im Gewande des schwankhaft-obszönen Märes wird, so scheint es, menschliche, hier also männliche Identität insbesondere unter Aspekten ihrer Geschlechtlichkeit überprüft. Im Dialog mit seinem Ritter spricht das anthropomorphisierte Genitale dies auch hinlänglich deutlich aus: es befürwortet den trennenden Schnitt, damit *frauen und man sehe, / welchem under uns baß geschehe* (V.201f.). Der *zage* funktioniert die Trennung zum Moment eines Rangstreites um, und wie von selbst richtet sich von hier aus der Blick auch auf das Märe vom 'Rosendorn',

18 Vgl. etwa H. RUPP: Schwank und Schwankdichtung in der deutschen Literatur des Mittelalters. Jetzt in: K.-H. SCHIRMER (Hg.): Das Märe. Die mittelhochdeutsche Versnovelle des späteren Mittelalters. Darmstadt 1983 (Wege der Forschung 558), S.31-54 (hier S.42 u.ö.); W.-D. STEMPEL: Mittelalterliche Obszönität als literarästhetisches Problem. In: H.R. JAUSS (Hg.): Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen. München 1968 (Poetik und Hermeneutik 3), S.187-205 (hier S.197ff.); speziell für Texte der hier erörterten Art SCHRÖDER (wie Anm.8) S.553. Vgl. auch die Forschungsübersicht bei R. KROHN: Der unanständige Bürger. Untersuchungen zum Obszönen in den Nürnberger Fastnachtsspielen des 15. Jahrhunderts. Kronberg/Ts. 1974 (Scriptor Hochschulschriften Literaturwissenschaft 4), S.1ff.

denn eben jene Frage, ob - in den Worten der *fud* an ihre Dame - *mich die leut haben baß / mit love oder dich*,¹⁹ hält dort das thematische Zentrum der Erzählung besetzt.

Die "Diskussion der Inferiorität bzw. Superiorität von geschlechtlicher Minne gegenüber einer eher platonisch ausgerichteten Minne [...] bzw. der Dominanz des für beide Spielarten der Minne jeweils dienlichen Körperteils"²⁰ gehört zu den etablierten Problemkreisen der Märendichtung und ihres gattungsgeschichtlichen Umfeldes. K.-H. SCHIRMER interpretierte die Gestaltung dieser Diskussion im 'Rosendorn' als narrative Umsetzung einer minnekasuistischen Frage, welcher sich schon Andreas Capellanus in 'De Amore' oder die Redaktionen der 'Heidin'²¹ gestellt hätten, der Frage eben, ob für die Minne der "inferior" oder der "superior pars" des weiblichen Partners wichtiger sei. Der Unterschied liegt nach SCHIRMER "nur in der Darstellungsweise: dort [bei Andreas] die theoretisch-erörternde Gedankenentwicklung des Traktats, hier die burlleske, halb allegorische und mit Handlung umgebene 'Anschaulichkeit' des parodierenden Schwanks."²² Kritikwürdig auch insofern, als die Trennung von "fud" und "junkfrau" im 'Rosendorn' keineswegs nur halb allegorisch (?), sondern ganz konkret zu denken ist und die personhafte Rolle des Genitales nicht beim französischen Traktatautor vorgeprägt war,²³ zielte SCHIRMERS Deutung ausdrücklich darauf ab, das "Ungewöhnliche und für uns zunächst Schockierende" des Textes durch Erhellung des "literarischen Hintergrund[es]" abzumildern.²⁴ Dem 'Rosendorn' wird diese interpretatorische Absicht schwerlich ganz gerecht, sicher aber darf man SCHIRMERS Deutung nicht, wie die motivische Nähe von 'Rosendorn' und 'Nonnenturnier' ja anregen könnte, in einem Analogieschluß auf den Dialog des Ritters mit seinem "zage!" und den nachfolgenden Trennungsakt übertragen. Noch deutlicher nämlich als der Vergleichstext erweist sich im 'Nonnenturnier', so ist darzulegen, jene Konstellation, die man auch eine minnekasuistische nennen mag, bei näherem Zusehen als Formung eines Widerspruchs, der sehr viel weiter reicht als die abstrakte Frage nach der Hierarchie verschiedener Weisen der Minne.

Das 'Nonnenturnier' gibt nicht, wie der 'Rosendorn' oder die eine vergleichbare Frage erörternde Erzählung von 'Gold und Zers', eine definitive Lösung des verhandelten Rangstreites. Ja es scheint, als ob dieser Rangstreit hier blindes Motiv und nur Ausgangspunkt sei für die erzählerische Vergegenwärtigung von etwas anderem. Die Frage nach der relativen Wertigkeit von Ritter und *zage!* liefert zunächst einfach eine im Horizont obszöner Märendichtung plausible Begründung für die Trennung der Antagonisten - deren Zusammengehörigkeit auch nicht am Ende restituiert wird, was im 'Rosendorn' das epische Bild für die verbindliche Entscheidung der Rangfrage ist. Diese Trennung führt auf erzählstruktureller Ebene zur Zweiteiligkeit des Märes, so zwar, daß dem ersten Teil

19 'Der Rosendorn II' (= Fassung des Codex Karlsruhe 408, B.141^{ra}-142^{vb}) V.164f. (Text wie Anm.6).

20 ZIEGELER (wie Anm.6) S.341.

21 Vgl. K.-H. SCHIRMER in ²VL Bd.3 (1981) Sp.613f.

22 SCHIRMER (wie Anm.16) S.267.

23 Vgl. SCHRÖDER (wie Anm.8) S.546ff.

24 SCHIRMER (wie Anm.16) S.262.

der Ritter, dem zweiten aber der *zagel* bündig als Protagonisten zugeordnet sind. Demnach erzählt das 'Nonnenturnier' eigentlich zwei Geschichten, die allerdings deutlich gegenläufig angelegt sind. Der Weg des Ritters führt vom gesellschaftlichen Zenit des allseits umworbenen Frauenhelden in jähem Schritten bis zum Tod in völliger Verlassenheit. Hieran schließt die Geschichte des Genitales an, das vom Ausgesetztsein unter der Treppe²⁵ bis auf die Höhe des seidenen Kissens geführt wird. Der *zagel* endet dort, wo der Ritter begann: im Zentrum weiblicher Begierde.

Schon hier wird deutlich sein, daß die beiden Teile des Märes wie zwei Seiten einer Medaille zusammengehören und also auch fester miteinander verklammert sind, als W. SCHRÖDER zum Ausdruck brachte. Die Geschichte des Ritters und die seines Genitales sind gewissermaßen spiegelbildlich aufeinander bezogen. Es wird daher kaum den Vorwurf unreflektierten und ahistorischen psychoanalytischen Methodentransfers provozieren, wenn man den ersten Teil des 'Nonnenturniers' als episches Bild männlicher Kastrationsphantasien, den zweiten als episches Bild maskuliner Wunschvorstellungen begreift. Hier liegt das angesprochene Identitätsproblem. Die beiden Teile des Märes balancieren, so stellt es sich zunächst dar, das prekäre Gleichgewicht von Sexual- und Todesangst sowie Allmachtswünschen. Dabei geht es offenbar um spezifisch männliche Ängste und Phantasien: die Bilder, die das Märe findet, sind Bilder männlicher Protagonisten in einer nur von Frauen bewohnten,²⁶ nur von Frauen beherrschten Welt. Es sind daher Bilder immer auch der Angst.

Versucht man, sich einzelne Phasen des Handlungsverlaufes als solche epischen Bilder zu vergegenwärtigen, so wird man finden, daß das 'Nonnenturnier' Ängste und Wunschphantasien höchst eindrucksvoll in Szene setzt. Eine solche Szene ist etwa die Vertreibung des Ritters aus der Stadt, das heißt aus der Welt: der von der Dame überredet worden war, sich selbst zu entmannen, und den also im eigentlichen Sinne die aktive, unersättliche Frau kastriert hatte, be-

25 Das obszöne Märe spielt hier mit einem Motiv der Alexius-Legenden. Solch parodistischer Bezug erklärt auch die Verse 216f., in denen der Ritter dem "zagel" vorhersagt, unter der Klostertreppe werde "süde und verchergetrank" auf ihn herabtriefen, denn auch dieses Motiv ist aus dem Leben des heiligen Alexius von Edessa bekannt (vgl. E. KRAUSEN in Lex. d. christl. Ikonographie Bd.5 [1973] Sp.90-95; W. MOHR in Theolog. Realenzyklopädie Bd.2 [1978] S.264-266). Man könnte zudem bedenken, daß speziell die Klostertreppe ein Ort ist, an welchem man uneheliche Kinder, deutlichste Zeugnisse ungezügelter Triebhaftigkeit, aussetzen konnte.

26 Die einzige Ausnahme ist, so man will, der Ehemann der Dame, der aber nicht im Text und der von diesem konstituierten Welt selbst anwesend ist, sondern nur von fern hereinwirkt - und nur auf den Ritter wirkt (dazu unten).

gibt sich - *unmassen fro* (V.243), endlich des störenden Gliedes ledig zu sein
- voller Hoffnung zu eben dieser Frau:

*nu merket ir nu das,
wie dem botenbrot was.
sie nam ein scheid in die hant,
des der ritter wol enpfant.*

(V.259-62)

*mer wan hundert weip
die jageten in auß der stat,
die genant ist Saraphat.*

(V.276-78)

Das nachfolgende Dasein des Nicht-Mehr-Mannes in der Waldeinsamkeit ist natürlich auch eine Art der *conversio* wie sie Schwankhelden des späteren Mittelalters (Pfaffe Amis, Bertschi Triefnas, Tristan [als Mönch], Bruder Rausch) - sei es in monastischer, sei es, wie hier, in eremitischer Form - nicht selten zukommt. Indes ist die Konversion des Ritters erzwungen: *vor alre großer schande / torst er nimmerme kumen zu lande.* (V.283f.) Nicht bußfertige Umkehr bewirkt das Leben in der Waldeshöhle, sondern allein die Austreibung aus der Welt der begehrliehen, daher ebenso anziehenden wie ängstigenden Frauen, in deren Mittelpunkt der Ritter einst gestanden hatte.

Diesem Bild von der Bedeutung und Wertschätzung des zur Minne untauglichen Mannes läßt das Märe sich steigernde Szenen von der Wirkung des männlichen Gliedes in der reinen Frauenwelt des Klosters folgen. Das Geschehen im Kreuzgang zunächst zeigt die Nonnen allesamt wohlvertraut mit dem Anblick eines Penis. Der Text bestätigt hier nur, was man in Kommunikationszusammenhängen schwankhafter Dichtung über die Sittlichkeit des Klosterlebens oder der Kleriker immer schon weiß. Vorgeführt wird, wie der *zage* im Mittelpunkt der Frauengruppe steht und wie die Nonnen auf ihn reagieren: ihre Versuche, das anthropomorphisierte Genitale vom Kreuzgang weg in die jeweils eigene Zelle zu verscheuchen, setzen sehr deutlich das Schwanken zwischen begehrlieher Faszination und der vom Kultursystem des Klosters her eigentlich gebotenen Abwehr ins Bild. Daß die Begierde letztlich den Ausschlag gibt, ist im Kontext dieser Literatur selbstverständlich, die Triebabwehr und -unterdrückung immer auch darstellt, um die Unüberwindlichkeit der Lust nach der Lust vorzuführen.

Im zweiten großen Tableau des zweiten Teils des 'Nonnenturniers' wird sodann eine Phantasie männlicher Sexualherrlichkeit inszeniert, deren vulgäre Bildmächtigkeit nicht nur in der Literatur des späten Mittelalters ihresgleichen sucht. Der Kampf der Nonnen vor dem auf seidenen Kissen in der Mitte dieser klösterlichen Frauenwelt thronenden, alles beherrschenden *zage*: das ist gewissermaßen der wilde Tanz um den goldenen Phallus.

Im Gegenzug zur Geschichte des Ritters setzt der zweite Teil des vorliegenden Märes maskuline Wunschphantasien episch-bildhaft um; er ermöglicht so die Abfuhr jener Ängste, die das vorausgegangene Geschehen geweckt haben konnte. Es bedarf demnach kaum großer Einbildungskraft, sich ein männliches Publikum dieses Märes²⁷ vorzustellen, das johlend den wüsten Kampf der Nonnen um das Genitale beobachtet und diese dabei in einer vielleicht weniger angsteinflößenden Rolle weiß als jene Dame, deren sexuelle Aggressivität und intellektuelle Überlegenheit den Ritter aus der Welt trieben. Insofern sind die beiden Geschichten im 'Nonnenturnier' einander nicht nur strukturell komplementär, sondern auch auf der Ebene der den Rezipienten vom Text selbst wohl nahegelegten oder ermöglichten psychischen Reaktionen eng aufeinander bezogen. Das Lachen der Hörer als Antwort auf die grotesk-komische Obszönität des zweiten Teils des 'Nonnenturnier', als Reaktion auf die komische Spannung von Handlungsort und Handlungsgeschehen, von klösterlichen Normen und weiblicher Praxis denke ich mir als befreiend. Mit dem Lachen über die Komik der erzählten Situationen ging allerdings wohl das Verlachen der Nonnen einher, die in ihrer wüsten, geilen Ohnmacht als lächerliche Figuren erscheinen. Das Lächerliche indes stellt eine reduzierte, distanzierte Form des Bedrohlichen dar: die Fratze des Verlachens ist eine Maske des angstverzerrten Gesichts.

IV

Dies führt an eine Irritation heran. Der Nachhall jenes Verlachens, das die Lächerlichkeit der Nonnen und ihrer Bediensteten quittiert, stört die skizzierte Deutung, welche das Märe zunächst nur als epischen Balanceakt zwischen Kastrationsängsten und Wunschphantasien zeigte. Es bleibt ein unbewältigter Rest, der sich zum Beispiel in der betonten Grausamkeit des Turniers oder etwa auch im ersten Teil des Textes dann zeigt, wenn man Antwort auf die Frage sucht, was jene Kastrationsangst textintern eigentlich begründet, von welcher hier die Rede war.

Zunächst bleibe ich aber noch beim Geschehen im Kloster. Die Anwesenheit des Genitales an diesem Ort stellt die Nonnen vor die Entscheidung, entweder ihrem Keuschheitsgelübde oder ihrer Begierde zu folgen (vgl. V.320ff.). Daß

27 Eine weibliche Leser- oder Hörerschaft (jedenfalls im Sinne eines "eigentlich" angesprochenen Publikums) wird man sich bei Texten wie dem 'Nonnenturnier' schwerlich denken können. Die Publikumssoziologie der Märendichtung ist über die Beobachtungen FISCHERS (wie Anm.1, S.220ff.) kaum hinausgelangt; geschlechtsspezifische Differenzierungen, wie sie für höfisch-aristokratische Literatur des späten 12. und 13. Jahrhunderts möglich sein mögen, bleiben hier ganz hypothetisch.

diese Entscheidung im Sinne eines Lustprinzips fällt, provoziert indessen nur einen zweiten Konflikt, den nämlich, *wie man den zagel zwischen den zahlreichen Interessentinnen teilen sol* (V.394). Immerhin haben ja alle Beteiligten - einschließlich der Äbtissin (V.391f.) - prinzipiell gleiche Anrechte, denn *was man in das klonster sent, / das gehöret gemein in das konvent.* (V.387f.) Jedoch ist den Nonnen eine gesprächsweise, also argumentative Verständigung darüber, wer dieses obskuren Objekts der Begierde teilhaftig werden solle, nicht möglich. Erst die Äbtissin findet eine vorderhand vernünftige Lösung des Problems. Ein Wettstreit soll zu ermitteln erlauben, welche Nonne *ie der ander anbehave* (V.401) und *die werdest sei* (V.408). Als Preis wird die Siegerin den *zagel* erhalten. In dieser Grundstruktur verkehrt das Turnier der Nonnen um das männliche Glied gerade die jedem Hörer geläufige Anordnung von Subjekten und Objekt, von geschlechtsspezifischer Aktivität und Passivität, in welcher die Ritter um die Hand der Königstochter miteinander kämpfen. Insofern ist es Zeichen des *mundus perversus*, angemessener Ausdruck jener sozusagen matriarchalen Welt, die das Märe konstituiert. Gleichwohl soll der Wettstreit eine geregelte und kontrollierte Form des Verteilungskampfes garantieren; wie jedes Turnier ist auch das der Nonnen als Instrument der Befriedung und Kanalisierung agonaler Tendenzen gedacht. Demgemäß unterliegt es bestimmten Reglementierungen, die im Erzähltext zum Teil erkennbar sind (vgl. V.405f., 409ff., 439). Allerdings kommt es offenbar weniger auf den materiellen Gehalt einzelner Vorschriften als vielmehr vor allem darauf an, dieses Turnier als Form strikter Ordnung kenntlich werden zu lassen: umso unerhörter ist der Ausbruch des Chaos im zügellosen Kampf der Nonnen. Angesichts des thronenden Phallus geraten sie außer Rand und Band:

*sie liefen zusamen zu einem mal,
das vierundzwainzig uf der wal
wurden getreten under die füße
dorch den werden zagel süße.*

(V.443-46)

War die Idee zum Nonnenturnier Signum einer pervertierten, nämlich von Frauen dominierten Ordnung, so ist die Praxis des Turniers deren völlige Aufhebung. Was als Ordnungsrahmen gedacht war, wird zum Rahmen der Auflösung aller Ordnung. Hier ist jedwede Hierarchie außer Kraft gesetzt, so daß die Küsterin die Äbtissin angreifen darf (V.509ff.); hier verfällt die bindende Wirkung personaler Abhängigkeitsverhältnisse derart, daß eine Magd ihrer Wohltäterin den Tod androht: *aller Gaben ist vergessen. / gebt mir den zagel drat / oder ich slach euch zu tot* (V.534ff.); hier wird ohne jede Rücksicht auch aufs Turnierreglement getreten, geprügelt, gezerrt und gekratzt - *eine sunst, die ander so*

(V.501); hier wird der Vorrang des Alters vor der Jugend ignoriert (V.546ff.), hier sind ständischer Status oder gar die größere Nähe der Klosterdamen zu Gott ganz belanglos, denn hier finden sich adlige Nonnen (V.516) und einfache Dienstmädchen in der chaotischen Gleichheit ihrer Begierde: *ein mait hat gern als ein frauwe* (V.492). Das ist nicht die Etablierung einer verkehrten Ordnung, sondern völlige Schrankenlosigkeit.

*manig rittermessig frauwe
die grienen vast als die swein,
und möcht auch anders nit gesein.*

(V.516-18)

Die phallische Fixierung dieser Frauen, so erweist sich im Verlauf des Turniers, ist zu absolut, als daß daneben oder gleichzeitig auch noch andere Wertorientierungen und Handlungsziele bestehen oder Ordnungsmuster Geltung bewahren könnten. Angesichts dessen zeigt sich selbst der Erzähler irritiert: er kann nur *ein wunderlich geverte* (V.503) konstatieren - und die Nähe des Todes:

*mich hat oft wonder genomen,
das sie nit alle umb die helse kummen.
doch wart mange geslagen,
das mans vor tot herdan must tragen.*

(V.449-52)

Dem auf seidenen Kissen im Zentrum klösterlicher Abgeschlossenheit aufgerichteten männlichen Glied ist der Tod wohl fast so nahe, wie dem aus der Stadt in die Wildnis des Waldes gejagten, kastrierten Mann. Der Versuch, eine maskuline Wunschphantasie auch nur auf den imaginären Wegen der Literatur assoziierend durchzuspielen, kippt: nicht irgendeiner Psycho-Logik folgend, sondern gemäß der Logik der Erzählung treibt er offenbar Bedrohliches, Unheimliches hervor. Dies könnte eine Angst begründen, derer man sich im Verlachen der lächerlichen Klosterbewohnerinnen vorübergehend entledigt.

Erst als das Objekt wütender Begierde entschwunden ist, erst als die Nonnen und ihre Mädchen - wie wenn sie sich nach dämonisch-unheimlichem Traum nur allmählich wiederfänden - auf der Walstatt ihre Wunden beklagen, kommt der Erzähler des 'Nonnenturnier' zu einem rückblickend bewertenden Kommentar des Geschehenen. Der allerdings macht kenntlich, daß genauer als bisher benannt werden kann, was im Kloster sich ereignete:

*ere unā zucht was gar verspart,
die man sie oft hett gelert.
sich het manig geunert
umb den minneklichen fund,
[...].*

(V.592-95)

Im zweiten der hier zitierten Verse wird durchschaubar, was sich hinter den konventionalisierten sprachlichen Versatzstücken von *ere* und *zucht* verbergen mag. Der Erzählerkommentar formuliert nämlich die Einsicht, daß sich - so wäre er zu paraphrasieren - im Anblick des Phallus der (männliche) Versuch als gescheitert erweist, weibliche Wildheit zu domestizieren, zu zivilisieren. Was im zweiten Teil des Märes vom Nonnenturnier geschieht, ist das Einbrechen der Wildnis, genauer: ist das Aufbrechen der Wildnis im Mittelpunkt der Zivilisation, nämlich im Kloster.

V

Der am Schluß des 'Nonnenturnier' stehende, auch die Position des fehlenden Epimythions vertretende Erzählerkommentar, den ich soeben zitierte, legt es nahe, die eigentliche Bedeutung dieses Textes im Zusammenhang einer Dichotomie von Wildnis und Zivilisation zu suchen. Man wird indes zögern, das genannte letzte Wort des Erzählers schon für das überhaupt letzte Wort in dieser Hinsicht zu halten, und man wird gut tun, im hier Skizzierten nicht mehr zu sehen als eine mögliche Interpretationsperspektive, die sich in den dem eigentlichen Kampf der Nonnen vorausgehenden Erzählpartien erst noch zu bewähren hat. Zudem ist diese Skizze bislang noch sehr ungenau, denn: was für ein Bild von Wildnis wird hier gezeigt und wie verhält sich die Angst, welche sie anscheinend freisetzt, zur Wunschphantasie, die der Kampf der Nonnen vor dem thronenden *zageł* auch ist? Zu klären ist also, wie die mitten im Kloster aufbrechende Wildnis eigentlich in jene Männerphantasie hineingeriet, deren Teil sie ist, und welche Funktion ihr dort zukommt. Zu diesem Zweck folge ich, nun aber vor dem Hintergrund der bislang erarbeiteten Hypothesen, noch einmal dem Gang des Märengeschehens.

Der Schluß des 'Nonnenturnier' könnte es nahelegen, den Gegensatz von Wildnis und Zivilisation als redundante Umformulierung eines Geschlechtergegensatzes zu erachten. Die Attribute des Wilden kämen dabei den Frauen, Bestimmungen des Zivilisierten aber den männlichen Protagonisten zu und tatsächlich fällt es kaum besonders schwer, die weiblichen Figuren in dieser Erzählung als Wilde oder Wild-Gewordene zu deuten. Für die außer Rand und Band geratenen Nonnen und Klostermädchen wie für die prügelnden Bewohnerinnen der Stadt Saraphat²⁸

²⁸ Gemeint ist offenkundig die bei Luther als Zarpath erscheinende Stadt Sarepta (hebräisch: *Šar pāt*). Sie war während der Hungersnot in Israel Aufenthaltsort des Elia (1 Kön. 17,9f.; Lk 4,26) und nach der Prophetie Obadjas (20) wird bei dieser kanaanitischen Stadt einst die Nordgrenze Israels liegen. Theologische Deutungsperspektiven des 'Nonnenturnier', die den hier

braucht dies nicht eigens demonstriert zu werden. Aber auch die Dame des Ritters im ersten Märenteil repräsentiert eine Form von Wildheit, insofern sie sexuell attraktiv, aggressiv und unersättlich, sofern sie (für den Mann) undurchschaubar und gewaltdtätig ist. So zutreffend es also ist, daß die Frauen hier eine immer auch bedrohliche, irgendwie unheimliche, angsteinflößende Wildheit verkörpern, so sehr würde eine Gleichsetzung des Gegensatzpaares von Wildnis und Zivilisation mit dem von Frau und Mann die Textverhältnisse verformen. Das 'Nonnenturnier' kennt nämlich auch eine Frauenwelt, die nicht ängstigend, wild, undurchdringlich ist: es ist jene kurzweilige Welt entspannter Sinnlichkeit, in welcher der Ritter vor dem Beginn der eigentlichen Erzählhandlung als umworbener Liebling der Damen seine Tage zubringt. Man kann die Verse 12 bis 36, die dieses schildern, als freundliches Bild einer zivilisierten Minnekultur lesen, die in Zeiten der *kurzweile* und der *hohen ern* (V.14), in Sektoren des *offenlichen* und des *taugen* Umgangs miteinander (V.21) wohlgeordnet ist. Erst vor dieser Kontrastfolie zeigen sich die Geschichte des Ritters und die seines Genitales in ihrer ganzen Drastik und Abgründigkeit. Zu fragen ist demnach, warum die Situation mit dem Handlungseinsatz plötzlich umschlägt, oder, auf der Ebene der Protagonisten, wieso der allseits begehrte Mann plötzlich zum Opfer und eine Frau unvermittelt zur Bedrohung, ja in gewissem Sinne zur Mörderin wird. Die explizite Antwort, die das Märe auf diese Frage bereithält, die Dame sei eben eine *verflucht valentine* (V.264), erreicht kaum seine eigene Problemkonstellation, genauer: ist ihrerseits nur ein Ausdruck des genannten Problems. Eine weiterführende Antwort wird man vielmehr in der erzählten Beziehung des Ritters zu seiner Dame suchen müssen, die ja durch zwei kritische Bestimmungen vor anderen Liebesbeziehungen ausgezeichnet ist. Einerseits hatte der Ritter sich sehr lange der ihn umwerbenden Dame versagt (V.42) bevor er einmal in eine Liebesnacht einwilligt (V.46, 65ff.), zum zweiten setzt er die merkwürdige Beschränkung, zwar ein einzigesmal mit der Frau schlafen, dann aber Abschied nehmen und nie wieder zurückkommen zu wollen (V.69f., 94ff.). Sein Geschlechtsverkehr mit der Dame erscheint so als ein Akt von eigentümlicher Inkonsequenz.

Nachdem der Ritter einmal seine Verweigerungshaltung aufgegeben hatte, bleibt er in dem zweiten der hier genannten Teilvorgänge sich wieder selber

vorgetragenen keineswegs widersprechen, eröffnen sich, wenn man bedenkt, daß Kanaan aus alttestamentlicher Sicht das Land jenes der Jahwe-Religion krass entgegenstehenden ugaritischen Polytheismus war, dessen phallische Stierkulte polemisch zum Tanz um das goldene Kalb umgedeutet und als Ausdruck sexueller Wildheit verabscheut werden.

treu: er kündigt vor der Liebesnacht - *morgen wil ich urlaup haben* (V.69) - an, was er hernach (V.94ff.) auch tun wird. Angesichts der sexuellen Befriedigung, die der Verkehr mit der Dame offenbar bot (V.71ff.), erscheint solches als Verzicht, als Selbstdisziplinierung. In einer hypothetischen Erklärung könnte man diesen Selbstzwang als Reaktion auf einen um die Entstehungszeit des 'Nonnenturnier' ablaufenden sozialhistorischen Vorgang deuten, auf den zuletzt M. SCHRÖTER hingewiesen hat. Er zeigt, daß im 14. und 15. Jahrhundert kasuelle nicht-eheliche Sexualkontakte von Männern genauso wie früher schon und (mit wachsenden Einschränkungen) auch später noch gesellschaftlich toleriert werden - und zwar ziemlich ungeachtet aller moraltheologischen Keuschheitspostulate -, daß aber Konkubinatsverhältnisse, besonders solche zwischen einer ständisch ranghöheren Frau und einem tieferstehenden Mann, als "Konkurrenz für sozial vollwertige Ehen" zunehmend als abweichend und verboten stigmatisiert werden.²⁹ Die Weigerung des Ritters, eine längerdauernde nicht-eheliche Sexualbeziehung einzugehen, könnte von daher verständlich werden. Die Übertretung des gesellschaftlichen Verbots bedeutete Ehrverlust (vgl. V.97f., 103f.). Wenn der Ritter aber zudem anführt, die Fortsetzung des Verhältnisses könne ihn *leicht gar das leben kosten* (V.102), er könne *leicht darumb erslagen* werden (V.99), dann zeigt sich, daß es neben der im Mechanismus der Ehre ablaufenden Selbstkontrolle auch "die Angst vor den männlichen Angehörigen" der Frau (speziell wohl vor einem gehörnten Ehemann) "und ihrer gewalttätigen Rache" ist,³⁰ die hier wie sonst als Regulativ seines Sexualverhaltens wirkt. Diese Deutung der Selbstbeschränkung des Ritters als gleichsam nach innen verlagelter Vorwegnahme gesellschaftlicher Zwangsmechanismen wird umso plausibler, als seine Dame im weiteren Verlauf zunehmend bedrohliche Züge zeigt. Die historische Parallele zu dieser erzählten Veränderung findet sich in dem psy-

29 M. SCHRÖTER: "Wo zwei zusammenkommen in rechter Ehe ..." Sozio- und psychogenetische Studien über Eheschließungsvorgänge vom 12. bis 15. Jahrhundert. Frankfurt/Main 1985, S.163ff. (Zitat S.164). Ich verkenne nicht, daß die Übernahme von SCHRÖTERS Einsichten zum Zwecke besseren Textverständnisses die Gefahr eines Zirkelschlusses birgt. Wichtigste Quelle dieser Untersuchungen ist nämlich der Bereich spätmittelalterlicher, volkssprachiger Kleinelik, so daß allzu leicht jene in der Sozialgeschichte der Literatur wohlbekannte Situation eintreten mag, in welcher aus der Untersuchung fiktionaler Texte gewonnene Einsichten der Interpretation anderer fiktionaler Texte als sozialhistorische Grundlegung dienen sollen. Diese Gefahr begründet den hypothetischen Charakter der angedeuteten Argumentation, die nur dann belangvoll ist, wenn sozialhistorische Forschung SCHRÖTERS Einsichten zu bestätigen weiß.

30 M. SCHRÖTER: Staatsbildung und Triebkontrolle. Zur gesellschaftlichen Regulierung des Sexualverhaltens vom 13. bis 16. Jahrhundert. In: P. GLEICHMANN - J. GOUDSBLOM - H. KORTE (Hgg.): Macht und Zivilisation. Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie 2. Frankfurt/Main 1984, S.148-192 (Zitat S.154).

chosozialen Prozeß, "daß im selben Maße, wie feste Konkubinatsverhältnisse [...] unterdrückt werden, die sexuelle Aktivität und Attraktivität von Frauen zu einer Quelle männlicher Angst wird."³¹

Schwerer als die angedeutete Selbstdisziplinierung ist der vorhergehende Akt des Jasagens nach langer Zurückhaltung gegenüber der Frau zu verstehen; in ihm liegt das entscheidende Moment der Inkonsequenz. Zugleich ist gerade dies der Vorgang, welcher offenbar der Dame Macht über den Ritter verschafft; ihre nachfolgenden Drohungen lassen das trotz aller noch bestehenden Unklarheit immerhin erkennen. Ebenso wie die Beschränkung der Sexualbeziehung auf nur eine Nacht ist die davorliegende, langdauernde Verweigerungshaltung des Ritters Ergebnis von Selbstkontrolle und Selbstzivilisierung: sie gewährleistet Macht über die Frau, jene Macht nämlich, die man als sich selbst behauptendes und unerreichbares Objekt der Begierde gegenüber der heftig Begehrenden besitzt. Im Einverständnis mit der Frau, und sei es noch so momentan, bricht diese Macht zusammen. Einer maskulinen Einbildungskraft, die sich das Verhältnis von Mann und Frau nur in Kategorien des Geschlechterkampfes denken kann, ist die Zustimmung zur Vereinigung mit der Frau gleichbedeutend mit der Unterwerfung unter sie: *ich wil auch tun den willen dein* (V.46), *ich tun alles, das ich sol* (V.66). Die Gewaltverhältnisse sind verkehrt und auch durch ein dem einmaligen Ja nachfolgendes Nein nicht wieder in alter Ordnung zu restituieren. Da das Ja geschah, weil die ritterlichen Mechanismen der Selbstdisziplinierung den Lockungen weiblicher Attraktivität und Begehrlichkeit (V.47-64) erlagen, könnte man den ganzen Vorgang in der oben eingeführten Terminologie zunächst folgendermaßen formulieren: die Wildnis in Gestalt weiblicher Triebhaftigkeit wird in dem Augenblick bedrohlich, in welchem der Zivilisationspanzer des Mannes ein Loch aufweist. Das einmalige Ja des Ritters macht jede Selbstbehauptung gegenüber der Frau unmöglich, die nur durch Selbstkontrolle und Verzicht erreichbar gewesen war. Noch pointierter formuliert: die Macht des Mannes über die Frau lag in der Entsagung.

Deutet man dies so, dann wird sich nun auch der zweite wesentliche Handlungskomplex des vorliegenden Märes besser verstehen lassen, in welchem die Dame als Reaktion auf dessen Rückkehr zu sexueller Selbstkontrolle den Ritter dazu überredet, sich selbst zu entmannen. Sie bedient sich dazu einer argumentativen Doppelstrategie und droht ihrem gewesenen Liebhaber zum einen mit Publizität, zum anderen mit öffentlicher Schande - was nicht ganz dasselbe ist:

31 SCHRÖTER (wie Anm.29) S.165.

*wolt ir nicht bei mir ligen,
 zwor es wirt nimmer verswiegen.
 doch laß ich sein dabei nicht,
 ich mach euch allen frauwen erwicht
 und auß euch einen swachen man.*

(V.87-91)

Die Publizitätsdrohung ist, sofern sie nicht auf die Rache eines betrogenen Gatten anspielt, allein kaum sehr eindrucksvoll, denn historisch gesehen ist um die Zeit des 'Nonnenturnier' der nichteheliche Sexualkontakt des Mannes kaum negativ sanktioniert,³² zudem müßte die ja anscheinend verheiratete Frau wohl auch ihre eigene Untreue kundtun, wenn sie öffentlich von der Sexualität ihres Liebhabers reden wollte. Entscheidender ist demnach das zweite Argument, das folgendermaßen präzisiert wird:

*nu wart, ob es schande sei!
 welchü frauwe euch wonet bei
 und leit an ewers herzen prust,
 so wolt ir ewern gelust
 zuhant an ir da wenden
 und wolt euch selber schenden.*

(V.115-20)

Genauer also droht die Dame an, den Ritter dadurch öffentlich verächtlich machen zu wollen, daß sie verkündet, er habe sich sexuell zügellos, unkontrolliert verhalten, er habe, mit anderen Worten, auf weiblichen Kontakt phallisch reagiert. Es ist dieses Argument, wie immer sarkastisch es auch gemeint gewesen sein mochte, welches den Ritter offenbar von der Dringlichkeit der Selbstkastration überzeugt: im nachfolgenden Dialog gibt er die Rede der Frau (V.115-120) nahezu wörtlich als Vorwurf an sein Genitale weiter (V.164ff., 171ff.).

Die präzisierte Drohung der Dame wirkt deswegen so überzeugend, weil sie genau jenen Punkt trifft, an dem der Ritter sich als *swache[r] man* (V.91) erwies: die Drohung trifft das Loch im Zivilisationspanzer, nämlich den Moment des Verlusts der Selbstkontrolle. Dabei ist die sexuelle Attraktivität der Dame wohl nur Anlaß für dieses Aufbrechen, seine eigentliche Ursache findet der Ritter - und mit ihm das Märe - in der Dissoziation von Selbst und Genitale:

*wan ich an weibes brust
 lieplich bin gesmucket,*

³² Vgl. SCHRÖTER (wie Anm.30) S.150, 164; DERS. (wie Anm.29) S.159. Vgl. auch N. ELIAS: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bde. Frankfurt/Main ⁶1978, Bd.1 S.251 u.ö.; J. ROSSIAUD: Prostitution, Sexualität und Gesellschaft in den französischen Städten des 15. Jahrhunderts. In: PH. ARIÈS - A. BEJIN (Hgg.): Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland. Frankfurt/Main 1984, S.97-120.

*so hastu dich getrucket
 und helst dich nirgent recht
 und <hast> die minneklich erschreckt.
 des muß ich mich derschamen
 und muß zuhant von dannen.
 wan ich mich gein ir wil neigen
 und ir meinen dinst erzeugen,
 so hastu dich niedergelegt
 und die minneklich erschreckt.*

(V.164-74)

Was die Gewaltverhältnisse verkehrt, was den Mann schwach macht, die Frau aber als überlegen und ängstigend erscheinen läßt, ist der nicht kontrollierbare Penis. Wahrhaft bedrohlich ist des Ritters eigene Triebhaftigkeit, denn sie verhindert seine machtvolle Überlegenheit: dies ist das oben angedeutete Identitätsproblem. Wahrhaft angsteinflößend ist die Wildnis als Teil des Individuums selbst, jenes Genitale, das nicht einfachhin "Störenfried der Minne",³³ sondern Hindernis einer zivilisierten (Stichwort: *dinst*, V.172) und kontrollierten Minnekultur ist; diese allein aber verbürgt, so zeigt der *prologus ante rem*, die Grandiosität des von allen begehrten Mannes. Der Penis erscheint in der Angstphantasie des ersten Teils des 'Nonnenturnier' als einer, der sich von außen zwischen Mann und Frau schiebt (V.166f., 173f.) und immer wieder das Überschreiten jener Schamgrenze bewirkt, welche Ordnung und Chaos, Zivilisation und Wildnis scheidet. So verbreitet die eigene Zuchtlosigkeit Schrecken (V.168, 174), ruft sie Scham hervor (V.124, 169). Scham ist der geringste Zoll, den die Zivilisation für das Überschreiten ihrer Grenze zur Wildnis erhebt - indes nicht der einzige. Schwerer wiegt der Verlust der Macht, noch schwerer der Tod, welcher den Versuch beendet, die verlorene Macht zurückzugewinnen.

Nach dem momentanen Ausbruch der wilden Triebhaftigkeit in ihm selbst, nach den Augenblicken sexueller Gefügigkeit, welche eine lange Phase der angespannten Selbstkontrolle und damit der Macht über die Frau beenden, ist dem Ritter angesichts der fordernden und bedrohlich erscheinenden Dame soziale Selbstbehauptung, die hier allein in Kategorien von Herrschaft und Unterordnung gedacht werden kann, nur noch im absoluten Verzicht, im größten Selbstzwang möglich: der Ritter beschneidet sich seiner eigenen Sinnlichkeit endgültig. Das zweisträngige Geschehen, das das vorliegende Märe auf diesen Kastrationsakt folgen läßt, enthält dabei, so meine ich, eine doppelte historische Wahrheit: gezeigt wird einerseits, daß die totale Selbstzivilisierung den Tod bedeutet,

33 SCHRÖDER (wie Anm.8) S.558.

und daß, zum anderen, die ausgegrenzte Wildnis, das unterdrückte Triebhafte unvermutet wiederkehren.

Die Entfernung der unkontrollierbaren, daher unzivilisierten Triebhaftigkeit beendet nicht den Wunsch nach Ekstase, sie bedeutet für den Ritter nur den Verzicht auf genitale Wollust. Dies ist der Preis für die Befriedigung des Bedürfnisses nach Macht. Die Kastration dient nämlich ausdrücklich dem Zweck, den vor Beginn der eigentlichen Erzählhandlung des Märes vergegenwärtigten, also vor dem Beginn der Geschichte liegenden Zustand unangetasteter und unberührbarer männlicher Herrlichkeit wiederzugewinnen; jenen Zustand also, in welchem der Mann ungeteilte Macht hatte über die sich nach ihm verzehrenden Frauen. Die Kastration geschieht *durch willen aller weib* (V.180, vgl.V.136ff., 158f., 161f.), ihr Ziel ist, daß *alle frauwen den Ritter loben / und nach ihm wüten und toben* und er *wirde und ere* gewinnt (V.127ff.). Dies ist eine Gewaltphantasie in doppeltem Sinne, da sie sich die uneingeschränkte Gewalt des einzelnen Mannes über alle Frauen um den Preis der Gewalt des Mannes gegen sich selbst imaginiert. Ein Moment von Wahrheit offenbart das Märe dort, wo es vorführt, wie diese hybride Phantasie in jahrzehntelange Leidenszeit (V.286) und schließlich in den Tod (V.288) führt. Insofern ist auch die *moralisatio* der Verse 141 bis 148, anders als es auf den ersten Blick scheinen wollte und anders als sie selbst wohl weiß, wahr: der Ritter, so sagt sie, *wart vil gar enwicht, / wan in genüget ni<ch>t*. (V.143f.)

VI

Die Abtrennung des Wilden, die Unterdrückung des Triebes ist nicht wirklich möglich. Dies ist die zweite Wahrheit, derer sich das vorliegende Märe in der Form epischer Bilder bewußt ist. Was abgeschnitten und verdrängt wurde, kehrt hinterrücks im Zentrum der Zivilisation, das ist das Kloster, wieder und macht diesen Ort striktesten Reglements und dichtester Ordnung - vorübergehend - zu einem des chaotisch Wilden.³⁴ Dies geschieht jedoch mit teilweise vertauschten Rollen. War das Genitale im ersten Teil des 'Nonnenturnier' Repräsentant der dem männlichen Individuum selbst eigentümlichen, noch ungezügelten, unzivilisierbaren Wildheit und Triebhaftigkeit, so ist es im Nonnenkloster Inbegriff der Diszipliniertheit. Das Bild des *zageles* im zweiten Teil des Märes ist Gegenbild zu jenem im ersten Teil; dies meint die Rede von der spiegelbildlichen

³⁴ Vgl. H.P. DUERR: Traumzeit. Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation. (Neuausgabe) Frankfurt/Main 1985, S.85 u.ö.

Bezogenheit der beiden Erzählabschnitte. Das 'Nonnenturnier' setzt der traumatischen Geschichte des Ritters die Wunschphantasie im Kloster entgegen - dabei auf sehr genaue Entsprechungen achtend. So ist der wüste Tanz der Nonnen und Mägde, also a l l e r Frauen dieser abgeschlossenen Welt, um den goldenen Phallus die genaue Umsetzung jener Gewaltphantasie, die den Ritter zur Kastration bewog. Zugleich gelingt es keiner der wütenden, aggressiven, begehrlischen, also auch angsteinjagenden Frauen, des männlichen Gliedes auf turniermäßige Weise habhaft zu werden - und dies ist nicht Zufall:

*das den zagel niemand hett
stet in seiner eigenschaft.*

(V.458f.)

Dem Phallus des zweiten Teils des 'Nonnenturnier' gelingt zunächst, woran der Ritter zuvor scheiterte: sich als Objekt der allerheftigsten Begierde selbst freizuhalten. Er vermag es, jene Begierde anzustacheln, ohne ihr zu erliegen, also: völlig kontrolliert zu sein, um so die totale Form maskuliner Herrlichkeit, die größte Gewalt über die Frauen auskosten zu können. Ich glaube, daß eigentlich dies die episch umgesetzte Phantasie ist, mit der das Märe die Schreckenserfahrungen aus der Geschichte seines ersten Teils ausbalanciert. Der erneute Durchgang durch den Text hätte demnach zu der Einsicht geführt, daß das Ziel maskuliner Wunschproduktion im 'Nonnenturnier' nicht einfach darin liegt, daß die geilen Frauen den thronenden *zagel* gierig umtoben. Als zweite, kaum minder wichtige Komponente dieser Wunschphantasie kommt vielmehr hinzu, daß dieser *zagel* nicht in die Gewalt der ihn begehrenden Frauen gerät, daß die Grenze, die seine geordnete und kontrollierte Zivilisiertheit von der chaotischen Wildheit der Frauen trennt, ganz undurchlässig ist. Erst im Ineinander beider Komponenten wäre die ungehinderte Gewalt des phallischen Mannes über die Frauen gegeben.

Voraussetzung dafür ist die Gewalt, die der männliche Protagonist im Kastrationsvorgang sich selber antut. Ganz dementsprechend kann der Text weibliche Lust ebenfalls nur in dem Versuch vorstellen, völlige Verfügung über das männliche Glied zu erlangen; ganz dementsprechend versuchen die einer männlichen Vorstellungswelt entsprungenen Klosterbewohnerinnen, dadurch Macht über den *zagel* zu gewinnen, daß sie sich selbst Gewalt antun. Der zweite Teil des Märes entwirft im Kampf der Nonnen und Mägde also jenes phantasmagorische Bild der Wildnis, das der Mann gerne hätte: das Bild der sich wegen des Phallus selbst zerfleischenden, ihn aber nicht beherrschen könnenden Frauen.

Daß diese episch umgesetzte Männerphantasie ein ängstigendes Moment des Unheimlichen birgt, darauf hatte oben schon eine höhnische Grimasse aufmerksam gemacht. Was hier ängstigt und mit Gejohle übertönt werden muß, läßt sich auf

der Grundlage der entwickelten Hypothesen vielleicht genauer bestimmen. Die Angst ist der andere Preis für die männliche Herrlichkeit, es speist sie das Wissen, daß das um des genitalen Lustobjekts willen stattfindende Chaos eine maskuline Phantasmagorie ist, sowie die Vermutung, daß die Grenze keineswegs unüberschreitbar sein könnte, welche den souveränen Phallus von den wildgewordenen Frauen trennt. Diese Gefahr aber, daß die Tobenden voneinander ablassen und sich dem *zagel* zuwenden, diesen also wie den Ritter zum Opfer machen könnten, liegt sehr nahe. Wiederholt nämlich wird im Verlaufe des Turniers Hand an den Penis gelegt (V.511ff., 544, 546) und es ist jeweils allein jene Gewalt, welche die Frauen einander antun, die solche Beschlagnahme allenfalls beendet. Erst ganz am Schluß des Märes klingt die Angst ab, von der hier die Rede war, denn erst hier ist der *zagel* dem weiteren Zugriff der kämpfenden Frauen entzogen. Anscheinend hat ihn *ein freche nunne* (V.546) *undergeslagen / und dieplich auß dem turnei getragen* (V.563f.); für alle anderen Konkurrentinnen ist der *zagel* also *verlorn* (V.569, 573). Dieser Märeschluß ist demnach keineswegs so offen, wie die Inhaltsübersichten zum 'Nonnenturnier' von FISCHER und SCHRÖDER das darstellen.³⁵ Daß eine junge Nonne den Phallus *gevieng* (V.546) und entführte, widerspricht aber auch dem eben zitierten Erzählerkommentar (V.458f.), der die Nichtverfügbarkeit des männlichen Genitales zu dessen wesentlicher Eigenschaft erklärte. Das Märe genügt hier, wenn ich recht sehe, nicht jenen Konsistenzerwartungen, mit denen man es gerne konfrontieren möchte. Trotz dieser Sperrigkeit ist aber deutlich, daß der Phallus, auch wenn er ganz passiv in den Verfügungsbereich einer Frau gerät, nicht selbst jener wütenden Triebhaftigkeit erliegt, die er auslöste, und daß seine Unnahbarkeit wohl zu jener Wunschphantasie von maskuliner Grandiosität gehört, die das Märe entwirft. Diese Form männlicher Größe allerdings, so soll hier noch einmal erinnert sein, ist defizitär: sie setzt die Gewalt des Mannes gegen sich selbst voraus und entsagt konkreter Sinnlichkeit, denn sie bleibt fast ohne Berührung.

VII

Der zweite Teil des 'Nonnenturnier' setzt der vorangegangenen traumatischen Geschichte des Ritters in Gestalt des anthropomorphisierten Genitales ein mas-

³⁵ Vgl. FISCHER (wie Anm.1) S.499; SCHRÖDER (wie Anm.8) S.559. FISCHERS Verständnis zeigt sich auch in seiner Textausgabe, in der er, gegen die Handschrift (vgl. SCHMID [wie Anm.7] S.176), nach V.562 einen Absatz macht, der den Erzählzusammenhang unterbricht und so davon ablenkt, daß es naheliegenderweise jene Nonne ist, welche in V.546 den "zagel gevieng", die ihn nun aus dem Turnier davonträgt.

kulines Leitbild entgegen, das - um den eben genannten Preis - das heftigste weibliche Begehren stimulieren kann, ohne diesem zugleich zu erliegen, und eben in diesem Verzicht seine Allmacht auskostet. Was das Märe in Gestalt des *zageles* anbietet, ist ein Konzept zivilisatorischer Selbstdisziplinierung und Selbstbehauptung gegenüber Frauen, Unordnung und Chaos, gegenüber dem Wilden und Triebhaften; dem vorangehend verdeutlicht die Geschichte des Ritters die katastrophalen Folgen, die auch der kleinste Haarriß im Panzer männlicher Selbstzwänge nach sich zöge. Wenn man das vorliegende Märe so verstehen darf, dann enthält es gewissermaßen ein episch verdichtetes, so auch vieles Einzelne verzeichnendes, seine Grundstruktur aber doch erstaunlich getreu bewahrendes Bild des Prozesses der Zivilisation. Die anonyme Erzählung, deren Herkunft weder chronologisch, noch geographisch, noch soziologisch so eingegrenzt werden kann, daß sich daraus Anhaltspunkte für eine Interpretation ergäben, müßte, so würde aus dem Gesagten zu folgern sein, den Kommunikationszusammenhängen von (männlichen) Menschen entstammen, die über bereits relativ dichte Netze zivilisatorischer Selbstzwänge verfügten. Wenn diese Menschen (am Schluß des vorliegenden Versuchs wird eine solche Spekulation erlaubt sein) Texte von der Art des 'Nonnenturnier' rezipierten, das heißt: wenn sie in der Imagination den maskulinen Protagonisten des Märes auf deren Wegen an den Rand der Wildnis oder in diese hinein folgten, dann mochten sie dabei die Erfahrung machen, daß die Wildnis zwar Lust verspricht, vor allem aber Angst einjagt. Dies konnte das Bewußtsein eigener Zivilisiertheit und damit diese selbst gesteigert haben. Um nämlich "innerhalb der Ordnung leben zu können, um mit Bewußtsein zahm zu sein, mußte man in der Wildnis verweilt haben [...]"³⁶ - und sei es nur auf imaginäre Weise (ohnehin gibt es in der Wildnis keine Unterscheidung von Realem und Imaginärem). Dies wäre die Wirkung, die der Text auf dem Weg über die Imagination seiner Rezipienten gezeitigt haben könnte. Ganz dementsprechend ließe sich fragen, ob nicht das obszöne und ungewöhnlich krude Märe selbst als eine literarische Form des Wilden zu begreifen wäre, so daß der rezeptive Umgang mit ihm seinerseits einer Erfahrung des Wilden gleichkäme, eine Grenzüberschreitung bedeutete: die Überschreitung der literarischen Schamgrenze, den Bruch terminologischer Tabus, welche in bestimmten literarischen Zusammenhängen eigentlich gelolten haben mögen.³⁷ Die Grenzen des Zivilisierten können

36 DUERR (wie Anm.34) S.76.

37 Vgl. STEMPEL (wie Anm.18) S.190ff.

nur stabilisiert werden, wenn sie wahrgenommen wurden, erfahrbar sind sie aber allein im Versuch der Überschreitung.³⁸

38 Für wilde Gespräche und zivilisierte Anregungen danke ich sehr herzlich den Münchner Freunden und Kollegen Barbara Bauer, Sabine Schmolinsky, Waltraud Timmermann, Herbert Bruch, Albrecht Juergens und Michael Schilling.